

Joachim Kahl

## **Die Innenseite des Atheismus**

### **Lebensgefühl und Denkweise eines weltlichen Humanismus**

Eine philosophische Interpretation des Gedichtes „Kein Gott“ von Heinz Kahlau

Dem Dichter Heinz Kahlau gewidmet zu seinem 75. Geburtstag am 6. Februar 2006

Was ich Ihnen sagen möchte, möchte ich Ihnen mit Hilfe eines Kunstwerkes sagen, mit Hilfe eines literarisch geformten Textes, mit Hilfe des Gedichtes „Kein Gott“ von Heinz Kahlau.

Es entstand 1971 in der DDR und wurde dort veröffentlicht (in der Lyrik-Sammlung „Bögen“ des Aufbau Verlages, nach der ich zitiere). Ich kenne und liebe das Gedicht seit 1983 und brüte seither darüber.

Heinz Kahlau

Kein Gott

1

Ich lebe jetzt. Mein Tod ist zu erwarten.  
Danach vergehe ich so schnell wie Gras.  
Von mir bleibt nur, was andere verwenden  
zu ihrem Nutzen und zu ihrem Spaß.

Gedanken, Verse, ein paar Gegenstände,  
durch mich entstanden, bleiben in der Welt.  
Für eine Weile kann man sie noch brauchen,  
bis das, was keinem nützlich ist, zerfällt.

2

Ich habe keinen Gott. Für alle Taten,  
die ich begehe, muß ich Täter sein.  
Kein Weltenrichter wartet, mich zu strafen –  
für jeden Irrtum steh ich selber ein.

Ich habe keinen Vater, der mich tröstet.  
Es gibt kein Wort, das unumstößlich ist.  
Mich stützt kein Glaube. Keine weise Fügung  
besitzt ein Maß, das meinen Nutzen mißt.

Ich denke selbst. Ich habe keine Rettung  
vor meinen Zweifeln, wenn die Furcht mich schreckt.  
Ich hab die Grenzen meiner Höhn und Tiefen  
in meinen eignen Träumen abgesteckt.

3

Ich hänge ab von der Natur, von Menschen,  
von allen Kräften für und gegen mich.  
Die Welt, in der ich bin, ist gut und böse,  
doch weiß ich – alles um mich ändert sich.

Nichts bleibt sich gleich. Wer wagt, sich einzurichten,  
der richtet sich für Augenblicke ein.  
In einer Welt, bestehend aus Bewegung,  
da kann ich selber nur Bewegung sein.

4

Ich fürchte Menschen. Was sind Eis, was Fluten,  
was Pest und Feuer gegen die Gewalt  
des Untiers Mensch? Die Schreie seiner Opfer  
sind, seit es Menschen gibt, noch nie verhallt.

Ich liebe Menschen mehr als alle Tiere.  
Sie suchen unaufhörlich einen Sinn  
für ihr Vorhandensein, verstrickt in Irrtum.  
Es macht mich froh, daß ich beteiligt bin.

5

Ich bin allein. Für kurze Augenblicke bin ich  
Geliebter, Bruder oder Freund.  
Um eine Arbeit, eine Lust zu machen,  
wenn sich ein Weg mit meinem Weg vereint.

Auf dieser Erde leben Ungezählte,  
aus denen gleiche Furcht und Hoffnung spricht.  
Ich weiß um sie. In glücklichen Sekunden  
seh ich mitunter einem ins Gesicht.

6

Da ist kein Mensch und keine Macht vorhanden,  
nichts, das mich ganz für sich gewinnen kann.  
Ich füge mich der Stärke und der Schwäche.  
Nur wer mich tötet, hält mein Suchen an.

Ich bin mißbrauchbar, ich bin zu gebrauchen,  
denn ich muß sein und suche meinen Wert.  
Ich will mich nähren, ich muß mich behausen  
und über Preise wurde ich belehrt.

7

Solang ich lebe, arbeite und liebe,  
solange sich mein Geist, mein Blut noch regt,  
bin ich dem Wesen meiner Zeit verhaftet,  
denn mich bewegt, was meine Zeit bewegt.

Ich denke noch und bin noch zu belehren.  
Ich suche zweifelnd weiter nach dem Sinn,  
der uns zu Menschen macht, wer will mich hindern,  
die Welt zu lieben, bis ich nicht mehr bin.

Das Gedicht ist die authentische Selbstdarstellung eines aufgeklärten, eines nachdenklichen, eines humanistischen Atheismus. Es gewährt Einblicke in die Innenseite des Atheismus: es stellt Lebensgefühl und Denkweise eines atheistisch geprägten Menschen im Alltag unserer Zeit dar.

Das Gedicht ist ein Gedicht, keine theoretische Abhandlung: ein kurzes sprachliches Kunstwerk mit Vorzügen und Grenzen eines solchen Kunstwerkes. Wichtige Aspekte des Themas bleiben naturgemäß ausgespart. Die Außenseite des Atheismus beispielsweise, die argumentativen Gründe, die zu ihm hinführen, bleiben unerörtert.

Der Text ist Beispiel eines undogmatischen Atheismus, eines Atheismus, der sich nicht zum Antitheismus übersteigert. Ohne missionarisches Eiferertum stellt das Gedicht eine humanistische Spiritualität dar, die ein weltliches Lebensgefühl und eine weltliche Denkweise verbindet und zum selbsttätigen Handeln motiviert.

Das inhaltliche Leitmotiv, das sich durch alle sieben Strophen hindurchzieht, heißt: Eigenverantwortlichkeit und Selbstbehauptung des gesellschaftlichen Individuums, das zu einem bewussten Leben in Gemeinschaft mit anderen vorstößt: das allein und dennoch geborgen ist.

Gleich in der allerersten Zeile wird – ohne Umschweife - eine Kernaussage formuliert:

*„Ich lebe jetzt. Mein Tod ist zu erwarten.“*

Eine scheinbare Banalität, in Wirklichkeit eine elementare Einsicht, eine existentielle Wahrheit, eine Grundorientierung, ausgedrückt in lapidaren Worten. Die allerletzte Zeile des Gedichts nimmt diesen Anfang wieder auf:

*„die Welt zu lieben, bis ich nicht mehr bin.“*

Der Kreislauf des Lebens, der Liebe und Tod umschließt, im Aufbau des Gedichts wird er behutsam nachgebildet.

Die erste Zeile spricht ein ruhiges, gelassenes Ja zum eigenen Leben in seiner Gegenwärtigkeit und in seiner Endlichkeit: ein Ja zu uns selbst. Das Ja zum Leben ist – in sich – ein Ja zur Sterb-

lichkeit, und zwar nicht wehklagend oder gar anklagend, sondern in einsichtsvoller Gefasstheit.

*„Ich lebe jetzt. Mein Tod ist zu erwarten.“*

So spricht – im Anklang an die Philosophie des Epikur – ein reifes menschliches Selbstbewusstsein. Es hat die Sterblichkeit – als das je eigene Maß der Zeit – in sein Lebensgefühl aufgenommen. Weshalb sollten wir unsterblich sein wollen? Statt diesem verständlichen, aber unsinnigen Verlangen nachzugeben, sollten wir unsere kurze Lebensfrist annehmen. Unser Leben ist von Anfang an naturgemäß begrenzt, und kann – eben deshalb – von uns so gestaltet werden, dass wir nicht oberflächlich in den Tag hineinleben. Nüchtern steckt das Gedicht den Horizont des menschlichen Daseins ab.

*„Danach vergehe ich so schnell wie Gras.“*

Kahlau greift ein bekanntes Wort aus dem Alten Testament auf, aus Psalm 90, Vers 5. Auch in der jüdischen Weisheit verwelken die Menschen „wie Gras“. Doch während dort der „Zorn Gottes“ den Tod herbeiführt, spricht Kahlau von einem universellen Naturgesetz des „Zerfallens“:

*„bis das, was keinem nützlich ist, zerfällt“.*

Er stellt einem religiösen Lebensgefühl, das auf ein mythisches Eingreifen Gottes setzt, ein weltliches Lebensgefühl entgegen, das sich diese Zuflucht versagt, weil es sie als Ausflucht durchschaut hat.

Das universale „Zerfallen“ schließt freilich ein vorübergehendes „Bleiben“ nicht aus.

*„Von mir bleibt nur, was andere verwenden  
zu ihrem Nutzen und zu ihrem Spaß.“*

Es *bleibt* etwas von uns, auch wenn wir nicht mehr sind. Als gegenständlich handelnde Wesen hinterlassen wir Spuren. Dieser Tatbestand ist die Grundlage für einen glaubwürdigen Trost angesichts unserer Sterblichkeit.

Es „bleibt“, was anderen von Nutzen ist oder Spaß bereitet. Wer etwas Nützliches oder etwas Spaßiges hervorbringt oder hinterlässt, der hat nicht vergeblich gelebt. „Nutzen und Spaß“ – erstmals von Aristoteles als Kriterien für Kunstwerke benannt – lassen sich auch als vorläufige Kriterien eines sinnvollen Lebens von Nichtkünstlern verstehen.

*„Gedanken, Verse, ein paar Gegenstände  
durch mich entstanden, bleiben in der Welt.“*

Die Menschen vergegenständlichen sich in den Ergebnissen ihrer Handlungen. Diese überdauern dann jene, die sie einst hervorbrachten. Einige Gedichte werden Heinz Kahlau gewiss überleben.

Die erste Strophe des Gedichtes behandelt die große Dialektik von Leben und Tod, von Vergehen und Bleiben, von Hervorbringen und Zerfallen. Was wird von uns bleiben, wenn wir zerfallen sind?

*„Ich habe keinen Gott.“  
„Ich habe keinen Vater, der mich tröstet.“  
„Ich denke selbst.“*

So lauten die Titelzeilen der zweiten Strophe. Kahlau benennt Vorgang und Ergebnis der Ernüchterung, der Entzauberung, der Desillusionierung, klar geschieden von Verzweiflung. Ver-

abschiedet wird das religiös-idealistische Pathos von Jahrtausenden, das noch aus Friedrich Schillers Worten im „Lied an die Freude“ herüber tönt:

*„Brüder – überm Sternenzelt  
muss ein lieber Vater wohnen.“  
„Doben überm Sternenzelt  
wird ein großer Gott belohnen.“*

Diesem abendländischen Credo setzt Kahlau ein unzweideutiges Nein entgegen:

*„Ich habe keinen Gott.  
Kein Weltenrichter wartet, mich zu strafen –,“*

und, so möchte ich hinzufügen, wartet, mich zu belohnen. Diese Einsicht gehört in der Tat zur geistigen Klarheit eines Lebens in Eigenverantwortlichkeit.

*„Für alle Taten,  
die ich begehe, muß ich Täter sein.“*

Für alle Taten, freilich auch für alle Unterlassungen muss ich selbst einstehen. Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben, ist seines Glückes oder Unglückes Schmied. Das heißt nicht, dass wir an allem Schuld wären, was uns widerfährt, etwa an Arbeitslosigkeit oder an einem Verkehrsunfall. Aber wir sind dafür verantwortlich, wie wir darauf reagieren: ob wir uns einschüchtern lassen oder ob wir kämpfen.

Wie gehe ich mit meinem Leben um? Wie werde ich mit den Hindernissen auf meinem Weg fertig? Genau so wenig wie ich die Verantwortung für meine Gesundheit auf einen Arzt übertragen kann, kann ich die Verantwortung für mein Leben insgesamt auf andere, etwa auf die Gesellschaft oder den Staat, abwälzen. Ein Kind, ein geistig oder seelisch behinderter Mensch darf so handeln, ein reifer Erwachsener darf es nicht. Die jüdische und die christliche Religion haben den Menschen in dieser Hinsicht bequeme Entlastung angeboten: mit der fatalen Figur des „Sündenbocks“, auf den „stellvertretend“ alle Missetaten abgewälzt werden sollten. Ein entwickeltes ethisches Bewusstsein sträubt sich gegen diese Zumutung und verwirft die vermeintlich „frohe Botschaft“ vom „Opferlamm“, das „der Welt Sünde trägt“ als unannehmbaren Mythos aus archaischen Zeiten.

*„Für alle Taten,  
die ich begehe, muss ich Täter sein.“*

Es gibt keine Vergebung von Schuld außer durch die, an denen ich schuldig wurde.

*„Ich habe keinen Vater, der mich tröstet.“*

Dieser Satz setzt den patriarchalisch geprägten Monotheismus jüdisch-christlichen-islamischen Typus als unseren religions- und kulturgeschichtlichen Hintergrund voraus. Wehmütig und stolz zugleich bezeichnet diese Aussage das metaphysische Profil des Atheismus: die Einsicht in die Trostlosigkeit eines stummen, gleichgültigen Universums. Nicht ist mit der Vaterlosigkeit, von der Kahlau spricht, menschliche Trostlosigkeit, Heimatlosigkeit, Schutzlosigkeit gemeint.

*„Es gibt kein Wort, das unumstößlich ist.“*

Unsere Zeit liefert täglich neue Beispiele für die Wahrheit dieses Satzes. Alle Worte sind vergängliche Menschenworte, auch das vermeintliche Gotteswort in der Bibel, ebenso wie die sich aufblühenden Verlautbarungen politischer Götter und Halbgötter. Der Anspruch, unumstößlich zu sein und keiner kritischen Nachfrage zu unterliegen, ist Wesensmerkmal eines Dogmas. Es verdient, der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden.

*„Mich stützt kein Glaube.“*

Wohl dem Menschen, der so sprechen kann. Der Ton der Aussage liegt auf „Glaube“. Denn natürlich brauchen Menschen Stützen, manchmal sogar Krücken, und zwar nicht nur alte, kranke und verunglückte Menschen. In einer guten Partnerschaft stützen Menschen einander, unterstützen sie sich, helfen sie sich, gewähren sich wechselseitig Halt. Stützen müssen zuverlässig und tragfähig sein. Insofern ist gerade kein Glaube gefragt, sondern eine lebensstüchtige, rationale Überzeugung, die sich aus Einsichten und Erfahrungen speist – dabei aber einer etwaigen Korrektur oder gar Widerlegung offen steht. Zusätzlich können wir aus Hilde Domin's Lyrik lernen, dass manchmal auch nur „eine Rose als Stütze“ dienen kann.

Im Konflikt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Vernunft und Offenbarungsanspruch, der Jahrtausende angefüllt hat, ergreift Kahlau Partei gegen Religion. Dabei stützt er sich auf die reichhaltige Überlieferungsgeschichte der Religionskritik, die lange vor Epikur beginnt und nicht schon mit Sigmund Freud endet. Humanistische Weltweisheit verwirft den Glauben, nicht das Gefühl. Sie erzielt so einen Zugewinn an geistiger Klarheit, ohne dafür mit einem Verlust an Gemütstiefe zu bezahlen.

*„Ich denke selbst. Ich habe keine Rettung vor meinen Zweifeln“*

Im Selberdenken hat Immanuel Kant den Inbegriff von Aufklärung gesehen. Zum Selberdenken gehört das methodische Zweifeln als Lebenselixier dazu. In der Religion dagegen gehört der Zweifel zu den Anfechtungen, die im Glauben durch göttliche Gnade überwunden werden.

Die innere und äußere Freiheit zu zweifeln ist ein unverzichtbarer Bestandteil persönlicher und gesellschaftlicher Freiheit. Freilich will das Zweifeln selbst bezweifelt werden. Der methodische Zweifel darf nicht zur Zweifelsucht, zur Grübelsucht verabsolutiert werden. Philosophieren heißt: zweifeln ohne zu verzweifeln – ein Brechtsches Motiv.

In Strophe zwei formuliert Heinz Kahlau den Wertewandel, der mit dem Übergang von Religion zum Atheismus verbunden ist. Es ist der Übergang von der Gläubigkeit zur Nachdenklichkeit, die zwei einander entgegengesetzte menschliche Grundhaltungen bilden.

*„Keine weise Fügung  
besitzt ein Maß, das meinen Nutzen mißt.“  
„Ich hab die Grenzen meiner Höhn und Tiefen  
in meinen eignen Träumen abgesteckt.“*

Als Schmied je meines eigenen Glückes oder Unglückes bin ich mir selbst überantwortet. Ich kann mir selbst nicht entfliehen. Ich muss meinen Platz im Leben selber suchen, selber finden, selber erobern. Keine weise Fügung hat ihn mir vorherbestimmt, freilich auch keine dämonische Fügung hat ihn mir verweigert. Kein Schutzengel wacht über mir. Der eigene Lebensentwurf zählt. Doch gilt es aufzupassen: auch Träume gehören notwendig zum Lebensentwurf.

Gewöhnlich setzen Träume Naturgesetze außer Kraft und entführen uns in ein phantastisches Reich des Schrankenlosen. Oft ist beispielsweise das Gesetz der Schwerkraft aufgehoben, und wir können fliegen. Heinz Kahlau dagegen erregt Aufmerksamkeit mit der Aussage:

*„Ich hab die Grenzen meiner Höhn und Tiefen  
in meinen eignen Träumen abgesteckt.“*

Er träumt nicht den Traum des unendlichen Fortschritts, den Traum des immer Mehr, immer Besser, immer Größer, immer Schneller. Er träumt den Traum der Selbstbegrenzung. Es wäre eine platte soziologistische Verkürzung, hier auf die damaligen Lebensumstände des Autors anzuspielen, als seien die Beschränktheiten der DDR zwingend die Bewusstseinsgrenzen Kahlau's gewesen. Die Zeilen erinnern vielmehr – in der Tradition von Aristoteles, Hegel, Goethe und Marx – an die elementare Einsicht, dass menschliche Freiheit nie bedingungslos, nie be-

ziehungslos, nie grenzenlos ist, sondern sich nur auf der Grundlage von Notwendigkeiten und nur in ihrem Rahmen vollzieht. Deshalb heißt es sogleich in Strophe drei

*„Ich hänge ab von der Natur, von Menschen,  
von allen Kräften für und gegen mich.“*

Das menschliche Leben ist eine Mischung aus Abhängigkeit und Unabhängigkeit, aus Widerfahrnis und Freiheit. Kahlau löst sich von der halbrecherischen Idee vollständiger menschlicher Autonomie im Sinne vollständiger individueller Selbstbestimmung. Er widerlegt das Vorurteil, wer Gott leugne, müsse notwendig den Menschen vergotten. Atheismus ist Abschied von menschlichem Größenwahn und Freiheitsrausch in jeglicher Gestalt. Nicht alles ist machbar, nicht alles ist veränderbar, nicht alles steht unserem Willen zu Gebote, Vielmehr gilt:

*„Ich hänge ab von der Natur, von Menschen,  
von allen Kräften für und gegen mich.“*

Menschliche Lebenskunst entwickelt Freiheit *innerhalb* eines unzerreißbaren Netzes von Abhängigkeiten. Menschliche Lebenskunst knüpft an Vorgegebenes, Vorhandenes an, akzeptiert gelassen das Unbeeinflussbare und erprobt so in einem stets beweglichen, nie starren Gefüge – genannt Wirklichkeit – ethische Kompetenz im Urteilen und Handeln. Denn:

*„Die Welt, in der ich bin, ist gut und böse.“*

Dies ist eine philosophische Kernaussage des Gedichtes. Die Welt hat ein Doppelgesicht. Sie ist gut und böse zugleich. Sie ist eine disharmonische Einheit von Gegensätzen. Die Welt hat einen inneren Sprung, sie ist nicht heil, geschweige denn heilig. Sie ist un-stimmig. Die Welt ist zugleich gut und böse, endlich und unendlich, komisch und tragisch, erhaben und lächerlich. Sie erweckt in uns Trauer und Hoffnung, ruft Entsetzen und Erstaunen in uns hervor und ist eben deshalb nur mit Philosophie und mit Humor zu ertragen.

Weder ist sie die beste aller möglichen Welten (Leibniz) noch die schlechteste aller möglichen Welten (Schopenhauer), sondern sie ist gut und böse zugleich. Diesen Doppelcharakter der Welt emotional, intellektuell und praktisch auszuhalten, ist der Inhalt einer Lebenskunst, die jenseits von Optimismus und Pessimismus angesiedelt ist. Optimismus und Pessimismus sind selbst noch versteckt religiöse Weltdeutungen, wie bereits deren superlativischer Charakter verrät. Optimismus heißt ja nicht nur: es wird gut, sondern alles gerät zum Besten. Pessimismus bedeutet nicht nur: es wird schlimm enden, sondern es kommt zum Schlimmsten, zur Katastrophe. Optimismus ist gleichsam Gottvertrauen ohne Gott, Pessimismus verteufelt die Welt ohne Teufel. Atheistische Lebensweisheit ist weder dem einen noch dem anderen Extrem verfallen. Weder hegt sie die Hoffnung auf unbegrenzten Fortschritt, noch lässt sie sich lähmen durch die Angst vor unaufhaltsamem Untergang.

Die Erde ist Stätte des Schreckens und Ort des Glückes. Die Welt, in der wir leben, kennt die Hässlichkeit von Müllbergen, das Grauen von Leichenbergen, aber auch die Schönheit von Naturbergen und die Wonnen des Venusberges.

Ausbeutung und Gewalt, Lüge und Dummheit sind der blutige Mörtel der Geschichte. Aber immer sind darunter auch Spuren von Mitleid und Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit und Ver nunft gemischt. Der Traum von Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit ist noch lange nicht ausgeträumt.

*„Nichts bleibt sich gleich. Wer wagt, sich einzurichten,  
der richtet sich für Augenblicke ein.  
In einer Welt, bestehend aus Bewegung,  
da kann ich selber nur Bewegung sein.“*

„Wer wagt, sich einzurichten“: wir müssen uns einrichten, denn wir wollen ja leben. Aber wir müssen auch stets offen bleiben für Neues, für Wandlungen. Kahlaus Gedicht ist mit den Was-

sern des heraklitischen Denkens gewaschen. Alles fließt, alles verwandelt sich, alles geht ineinander über – durch Gegensätze hindurch. So hatte es einst der griechische Philosoph Heraklit gelehrt. Wo die Welt aus Bewegung besteht, da ist Beweglichkeit offenbar eine angemessene subjektive Verhaltensweise, und zwar in doppelter Hinsicht: im Blick auf das, was kommt, als Offenheit; im Blick auf das, was geht, als Abschiedlichkeit.

Sich der Welt zuwenden und sich von der Welt abwenden, sich einlassen und wieder loslassen – das sind die beiden polaren Grundhaltungen, denen das Gedicht verpflichtet ist. Leben in einer Welt aus Bewegung, das ist Existenz in Offenheit und Abschiedlichkeit.

*„Alles um mich ändert sich.  
Nichts bleibt sich gleich.“*

Nichts Lebendiges ist schlechthin endgültig, schlechthin unumstößlich. Wo immer und wann immer Menschen diese Einsicht missachten, verfallen sie der Täuschung, der Lüge, der Propaganda. Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit sind nie endgültig, nie ein für alle Mal gesichert. Sie sterben millimeterweise und müssen täglich neu – Punkt für Punkt, Schritt für Schritt – verteidigt werden.

Es war und ist eine bizarre religiöse Illusion, den endgültigen Sieg des Guten über das Böse zu erhoffen, und zwar durch eine endgültige Entmischung von gut und böse. Die Welt wird gedanklich aufgespalten in ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsternis. Wir Menschen werden getrennt in Gerechte und Ungerechte, Gottlose und Gläubige, Erwählte und Verdammte.

Diese Illusion lebt von der begreiflichen Sehnsucht nach einer Welt ohne Fehl und Tadel, einer Welt absoluter Reinheit. In verwandelter Form hatte sie sich auch in die Programmatik der Arbeiterbewegung eingenistet: als Glaube an die endgültige Garantie von Menschenrecht und Menschenwürde durch die Vernichtung ihrer Gegner.

*„Völker, hört die Signale,  
auf zum letzten Gefecht.  
Die Internationale  
erkämpft das Menschenrecht.“*

So lautet ein bekanntes revolutionäres Kampflied, das Abermillionen gläubig gesungen haben. Aber bleiben wir nüchtern: Es gibt kein letztes Gefecht, das einen bleibenden Durchbruch, einen siegreichen Durchmarsch zu einem Reich der Freiheit und Menschlichkeit bedeuten würde. Solange es Menschen gibt, bleiben wir in der Gefährdung unserer selbst durch uns selbst. Ein „letztes Gefecht“ wäre – im Zeitalter chemischer, biologischer und nuklearer Waffen – tatsächlich das letzte Gefecht, der Untergang der Menschheit.

Ähnliches gilt von dem eher sozialdemokratisch orientierten Lied „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“, dessen letzte Strophe lautet:

*„Brüder, in eins nun die Hände,  
Brüder, das Sterben verlacht,  
Ewig der Sklaverei ein Ende,  
Heilig die letzte Schlacht.“*

Auch hier ist ein jüdisch-christlicher Mythos verweltlicht worden. Und auch hier gilt: Als tragende gesellschaftliche Einrichtung ist Sklaverei offenkundig abgeschafft. Aber wer könnte seine Hand dafür ins Feuer legen, dass Menschen nie mehr und nirgendwo unseresgleichen versklaven, in Leibeigenschaft oder in Hörigkeit halten werden, sei es in intimen Kleingruppen, sei es in legalen oder illegalen Arbeitsverhältnissen, sei es im großen staatlichen Maßstab? Menschen können und müssen sich immer erneut von Missständen und Ungerechtigkeiten befreien, aber sind nie ein für alle Mal davon erlöst. Religion hofft auf Erlösung, Atheismus sinnt auf Befreiung.



*„Ich fürchte Menschen.“  
„Ich liebe Menschen.“*

Im Menschen stecken - gleichursprünglich – furchtbare und liebenswerte Möglichkeiten. Unsere Natur ist eine unauslotbare Doppelnatur. Dank ihrer Plastizität, ihrer Formbarkeit, die bereits im Mutterleib beginnt, enthält sie in sich die Anlagen zu gegensätzlichen Entwicklungen. Als gesellschaftliche Naturwesen sind und bleiben wir zweideutig, zwiespältig.

*„Ich fürchte Menschen.“*

In der Tat: Welche Abgründe lauern in jedem, in jeder von uns! Fürsorgliche, liebevolle Eheleute können zu rachelüsternen Ungeheuern werden – aus Trennungsangst, aus Eifersucht. Politisch Verfolgte können sich in politische Verfolger verwandeln, die nun ihrerseits Menschenrechte mit Füßen treten. Aus Gepeinigten können Peiniger, aus Gequälten können Quäler werden, und zwar ohne Befehlsnotstand als Ausrede. Dünn ist der Firnis der Zivilisation. Ein Gewaltpotential schlummert in uns allen, unbezähmbar, unberechenbar. Der Mensch ist das unheimlichste aller Lebewesen. Wir können quälen, foltern, morden und sogar Lust daran empfinden. Aber wir können auch mutig gegen Quälerei, gegen Folter, gegen Mord aufbegehren und auch darin Freude und Genugtuung empfinden.

Die menschliche Geschichte ist eine Geschichte der Unterdrückung und eine Geschichte des Widerstandes gegen Unterdrückung. Einzelnen und gemeinsam, mit Einsicht und mit Elan, haben Menschen zu allen Zeiten, Menschen wie du und ich, den aufrechten Gang geprobt und Menschenwürde gegen Menschenwahn gestellt.

*„Was sind Eis und Fluten,  
was Pest und Feuer gegen die Gewalt  
des Untiers Mensch? Die Schreie seiner Opfer  
sind, seit es Menschen gibt, noch nie verhallt.“*

In der Tat: Wir kennen Schreie der Qual. Aber wir kennen auch Schreie der Lust. Wir hören die Stimmen der Hungernden und Leidenden. Aber wir hören auch die Musik von Wolfgang Amadeus Mozart, Frank Sinatra und Nana Mouskouri. Und nur weil uns diese Töne erfreuen, beflügeln, trösten, finden wir immer wieder Kraft, den Hilfsbedürftigen beizustehen.

So wissen wir vertieft: Der Mensch ist furchtbar und liebenswert. Das menschliche Herz ist Abgrund der Bosheit und Quell vieler Seligkeiten. Dieselbe menschliche Hand ist Organ der Grausamkeit und Organ der Zärtlichkeit.

*„Ich liebe Menschen mehr als alle Tiere.  
Sie suchen unaufhörlich einen Sinn  
für ihr Vorhandensein, verstrickt in Irrtum.  
Es macht mich froh, daß ich beteiligt bin.“*

Dass Kahlau Menschen mehr liebt „als alle Tiere“, sollte keinen Tierfreund verdrießen. Der Satz enthält keine Geringschätzung der Tiere, sondern formuliert eine humanistische Rangordnung von Tier- und Menschenliebe. Die Liebe zwischen Menschen ist grundsätzlich umfassender und tiefer als die Beziehung zwischen Mensch und Tier, weil sie sich auch in artikulierter Sprache ausdrückt. Das Schnurren einer Katze oder die freudige Erregung eines Hundes drücken durchaus individuelle Anhänglichkeit aus, bleiben aber weit unterhalb der Möglichkeiten der Wortsprache. Sie allein vermag es, die ganze Welt in ihrer Komplexität symbolisch darzustellen. Kein Tier hat je ein Liebesgedicht verfasst.

An artikulierte Sprache ist auch die Sinnsuche gebunden, ohne die der Mensch nicht leben kann, wie sich aus einem weiteren Tier-Mensch-Vergleich ergibt. Das Tier lebt instinktgeleitet in einem spezialisierten Ausschnittmilieu, fraglos angepasst an eine bestimmte Umwelt. Der Mensch dagegen ist stark instinktreduziert. Ihm fehlen weitgehend ererbte Reaktions- und Handlungsmuster.

Um uns in der weiten, verwirrenden Welt zurechtzufinden, um zu überleben, müssen wir eigenständig handeln und uns geistig orientieren. Die unstillbare Suche nach Sinn ist dabei ein tragender Bestandteil. Wir wollen nicht nur wissen, wo wir sind. Wir wollen auch wissen, *woran* wir sind und *wozu* wir da sind. Wir suchen nach Legitimation für unser Tun und Lassen. Der menschliche Lebenssinn ist nirgendwo vorgegeben, nirgendwo aufgeschrieben: in keinem Buch des Lebens, in keinem Buch der Natur. Es gibt keine ideale, unzerstörbare Sinnstruktur der Welt, der wir uns nur vertrauensvoll einzufügen hätten und dann darin geborgen wären.

Jeder steht vor der Herausforderung, seinem Leben selbst Sinn zu verleihen, einzuhauchen, einzustiften. Dies grenzt oft ans Unmögliche, sind wir doch täglich konfrontiert mit kleinen und großen Ereignissen, Katastrophen aller Art, die jeder Sinngebung spotten. Die Welt insgesamt hat keinen Sinn. Sie ist sinnleer. Der Sinnbegriff kann nicht sinnvoll auf die Welt als Ganzes, als Universum, als Weltall, angewandt werden. Insofern ist die Welt weder sinn-voll noch sinn-los, sondern sinn-leer. Dies ist so, weil die Welt – anders als der monotheistische Schöpfungsmythos uns glauben machen will – von niemandem für irgendwen gemacht ist. Die Welt ist da – ohne Anfang, ohne Ende – ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Sinn.

Ein übergreifender, gar unbedingter Weltsinn wäre unlösbar gebunden an einen Weltschöpfer, der mit seinem Werk einen Plan, eine Absicht verfolgte. Aber die Welt ist nicht das überzeugende Ergebnis göttlicher Weisheit und Allmacht. Genauso wenig wie ein göttlicher Vater die leidenden Menschen tröstet, genauso wenig hat ein göttlicher Schöpfer der Welt einen guten Sinn gegeben. Viele Gläubige räumen dies unfreiwillig ein, wenn sie sich notgedrungen immer wieder auf die „Unerforschlichkeit der Wege des Herrn“ berufen müssen.

Ist die Welt als Ganze auch sinn-leer, das Leben von Menschen ist durchaus sinn-fähig. Es ist nicht schon an sich sinn-voll oder sinn-los, wohl aber offen für eine Sinn-findung oder Sinngebung, freilich auch ebenso offen für ein Verfehlen des Lebenssinnes, für ein Scheitern in Sinnlosigkeit.

Wie könnte es anders sein? Sind und bleiben doch wir Menschen bei der Suche nach Sinn „*verstrickt in Irrtum*“. Weil kein Instinktapparat uns Verhaltenssicherheit gewährt, ist unser Lebenssinn stets gefährdet. Es gibt keine biologische und keine metaphysische Garantie für eine gelingende Existenz. Atheismus ist der Verzicht auf einen letzten, unbedingten Sinn. Lernen wir zu leben mit einem bedingten, einem bescheidenen, einem vergänglichen Sinn! Das Eingeständnis bleibender Irrtumsfähigkeit macht die wohltuend skeptische Tönung dieses Humanismus aus. Wir werden nicht überfordert, nicht überschätzt. Es wird mit Verirrungen aller Art gerechnet. Die Sinnsuche muss jeder Mensch für sich selbst leisten. Freilich kann niemand sie ohne andere Menschen leisten. Ein vereinzelt, isoliertes Individuum bastelt vergeblich an seinem Lebenssinn.

Sinn erwächst aus übergeordneten Zielen, aus produktiven Beziehungen zu anderen Menschen. Gemeinsame dialogische Sinnsuche ist geboten, nicht private Sinnjagd an anderen vorbei oder gar auf Kosten anderer. Nicht von ungefähr heißt es im Gedicht:

*„Es macht mich froh, dass ich beteiligt bin“,*

nämlich an der Sinnsuche. Hier berührt Kahlau das eigentliche Geheimnis menschlicher Sinnsuche. Lebenssinn entzieht sich dem direkten Zugriff. Er gehört zu jenen ideellen Gütern, die verfehlt werden, sobald sie unvermittelt angestrebt werden. Wie das Glück des Lebens stellt sich der Sinn des Lebens ein als Zugabe, als unverhofftes Geschenk, und zwar bei denen, die gelernt haben, sich in größere Zusammenhänge einzuordnen, in den Dienst einer überpersönlichen Aufgabe zu treten, Eigeninteresse und Gemeinwohl miteinander zu verbinden.

*„Ich bin allein. Für kurze Augenblicke bin ich  
Geliebter, Bruder oder Freund.“*

Alleinsein und Augenblicke beglückender Gemeinsamkeit sind zwei Pole eines sinnvollen, eines gelingenden Lebens. Als Erfahrung ist das Alleinsein elementarer, aufdringlicher, unab-

weisbarer als die Gemeinsamkeit. Denn auch in Gegenwart eines anderen Menschen oder gar vieler anderer Menschen bin ich allein und kann zusätzlich noch einsam sein. (Es ist also zwischen Alleinsein und Einsamkeit zu unterscheiden.)

Dass ich allein bin, ist keine negative Feststellung. Ich bin allein, insofern ich existiere. Ich bin allein, weil ich unvermeidlich als Einzelwesen existiere, nicht weil andere Menschen sich mir entzögen oder mich verstießen, so dass ich vereinsamt wäre. „*Ich bin allein*“ – das heißt: ich lebe je für mich. Kein anderer kann für mich leben, sterben, arbeiten und lieben. Wenn *ich* Zahnschmerzen *habe*, muss *ich* zum Zahnarzt gehen. Ich selber muss meine Erfahrungen, meine Fehler machen und daraus meine Lehren ziehen. Kein anderer kann mir dies abnehmen. Keiner lebt das Leben eines anderen.

Diesen unaufhebbaren Sachverhalt hat Martin Heidegger – etwas befremdlich, aber nicht unzutreffend – als die „Jemeinigkeit“ der menschlichen Existenz bezeichnet. Sie muss eingeübt werden als Bestandteil individueller Lebendigkeit und Reife.

*„Für kurze Augenblicke bin ich  
Geliebter, Bruder oder Freund.“*

Dass ich menschliche Zuwendung erfahre, ist lebensnotwendig, aber unverfügbar. Denn dass ich Geliebter, Bruder oder Freund werde und darin – jeweils unterschiedlich – Befriedigung und Geborgenheit erfahre, kann ich nicht erzwingen, nirgendwo kaufen. Es ereignet sich,

*„wenn sich ein Weg mit meinem Weg vereint.“*

Ohne diese beglückende Erfahrung menschlicher Nähe verwandelt sich das Alleinsein in Einsamkeit, die freilich auch nicht *nur* als negative Erfahrung gewertet werden darf.

*„Auf dieser Erde leben Ungezählte.  
aus denen gleiche Furcht und Hoffnung spricht.  
Ich weiß um sie. In glücklichen Sekunden  
seh ich mitunter einem ins Gesicht.“*

Was Heinz Kahlau hier mit faszinierendem Gespür für ein modernes Lebensgefühl formuliert, lässt sich mit einem französischen Wortspiel, das auf Jean Jacques Rousseau zurückgeht und im Deutschen nicht nachahmbar ist, so zusammenfassen:

*„solitaire mais solidaire“,*

allein, aber gemeinsam, jeder für sich, aber solidarisch, allein und doch verbunden mit anderen. Dies ist das Antlitz der Humanität in unserer Zeit, im Zeitalter des gesellschaftlichen Individualisierungsschubes.

Die sechste Strophe umkreist als inneren Kern, als geistige Instanz dieser Humanität, das Gewissen, freilich ohne es begrifflich zu benennen.

*„Da ist kein Mensch und keine Macht vorhanden,  
nichts, das mich ganz für sich gewinnen kann.“*

Dieser geistige Vorbehalt bringt atheistische Religions- und Ideologiekritik auf den Punkt. Kahlau gibt zu verstehen, dass er keine neue Religion an die Stelle einer alten setzen, keine neuen Altäre errichten, keinen neuen Göttern opfern, keine neuen Dogmen kanonisieren will. Er leugnet nicht nur einen überweltlichen Gott. Er verwirft zugleich, was Horst Eberhard Richter treffend als „Gotteskomplex“ charakterisiert hat: die neuzeitliche Kultivierung menschlichen Größenwahns, wobei der Gattung, oft auch Einzelnen, meist Männern, gottgleiche Vorzüge und Fähigkeiten angedichtet werden.

Keine Partei, keine Organisation, keine Ideologie, kein Mensch können und dürfen „*mich ganz für sich gewinnen*“ – auch nicht der Mensch, der ich selbst bin. Dieses Ethos ist eine Absage an Gläubigkeiten aller Art, an bedingungslose Loyalität, an blinde Disziplin, an Nibelungentreue. Im historisch-politischen Kontext der DDR enthielt der Satz eine versteckte Kritik am totalitären Parteiverständnis des Marxismus-Leninismus.

Diese innere Distanz eines unabhängigen Kopfes ist die höchste Stufe der Individualität, ohne dass damit die Unfehlbarkeit des eigenen Gewissens proklamiert würde. Denn zugleich gibt der Autor zu erkennen, dass er etwas von der Manipulierbarkeit der Gefühle und der Irrtumsfähigkeit, ja der Ausnutzbarkeit der Berufung auf das Gewissen weiß.

*„Ich füge mich der Stärke und der Schwäche.  
Ich bin mißbrauchbar, ich bin zu gebrauchen,  
denn ich muß sein und ich suche meinen Wert.“*

Mit solchen Worten werden keine Heldensagen eingeläutet, keine Märtyrerlegenden gewoben. Kein Sieger, aber auch kein Versager artikuliert sich, sondern ein fehlbarer Mensch, der Grenzen kennt, Probleme einräumt. Er entsagt aller Selbstherrlichkeit und Selbstgerechtigkeit, weil er sein Eingebundensein in gesellschaftliche Strukturen auch als Ausgeliefertsein erfährt. Ist es ein verschlüsseltes autobiographisches Bekenntnis, dessen Sinn der Autor erst Jahrzehnte später gelüftet hat? Jedenfalls bedeutet die Botschaft dieses Gedichtes mit dem Titel „Kein Gott“, dass keine noch so edel klingenden Ziele und Ideale gläubige Hingabe beanspruchen dürfen. Treue und Untreue, Loyalität und Illoyalität, Fortsetzung und Bruch – beides kann jeweils geboten und sinnvoll sein, ein dialektischer Sachverhalt, komplex und einfach zugleich.

Der aufwühlendste und großartigste Satz lautet: „*Ich bin mißbrauchbar*“. Er warnt davor, uns zu sehr auf uns selbst zu verlassen und unsere moralische Standfestigkeit zu überschätzen. Wer weiß von sich, wie er in einer bedrängten und zugespitzten Situation reagieren würde? Wer kann für sich selbst die Hand ins Feuer legen und beschwören, wo er oder sie in einem totalitären Staat stünde auf der stufenlosen Skala zwischen Verblendung und Einsicht, zwischen Feigheit und Heldentum, zwischen Kollaboration und Widerstand?

Hüten wir uns aber vor der naiven Annahme, nur unter totalitären Bedingungen seien wir missbrauchbar. Jeder Mensch ist missbrauchbar, weil in gesellschaftlichen Zusammenhängen lebend. Selbst nach dem Tode kann noch Schindluder getrieben werden mit dem Lebenswerk oder Andenken eines Menschen.

Die letzte Strophe fasst mit den drei Begriffen „Leben, Arbeiten, Lieben“ noch einmal wichtige Leitmotive zusammen. Erneut wird das Schlüsselthema der Bewegung aufgenommen.

*„Denn mich bewegt, was meine Zeit bewegt.“*

An dieser Aussage sei die empfindliche inhaltliche Schranke des Gedichts aufgezeigt: die Verabsolutierung der Bewegung auf Kosten des Beharrens und der Ruhe. Erkennbar war dieser ideelle Mangel bereits in der dritten Strophe, blieb dort aber aus darstellerischen Gründen unerörtert.

*„In einer Welt, bestehend aus Bewegung,  
da kann ich selber nur Bewegung sein.“*

Die Welt besteht nicht *nur* aus Bewegung, und kein Mensch kann *nur* Bewegung sein. Allem Werden liegt ein Sein zugrunde, und in allem Wechsel hält sich ein Dauerhaftes, Bleibendes durch. Auch ist Beweglichkeit kein Wert an sich, sondern bedarf, um zur Tugend zu werden, der Standhaftigkeit als ihres polaren Gegenüber. Wir wollen nicht nur ständig unterwegs sein, wir wollen und müssen auch irgendwo und irgendwann ankommen.

Zwar sind wir unvermeidlich dem Wesen unserer Zeit „*verhaftet*“, aber passen wir auf, dass wir ihm nicht verfallen! Uns darf nicht nur bewegen, was unsere Zeit bewegt. Wir müssen auch

offen sein für das, was unsere Zeit *nicht* bewegt. Diese schwierige Dialektik des Zeitgemäßen und Unzeitgemäßen hat Kahlaun nicht gesehen, geschweige denn bewältigt. Lebenskunst heißt: im Einklang mit der Zeit und im Widerspruch zu ihr zu leben. Gerade heute ist es geboten, den Kult der Beweglichkeit – marktgerecht Flexibilität und Mobilität genannt – in die Schranken zu weisen und zu erkennen: Wir brauchen nicht nur Bewegung. Wir müssen auch zur Ruhe kommen, zur inneren und äußeren Ruhe. In der Bewegung brauchen wir Halt, um nicht überrollt zu werden. Und wir brauchen dauerhafte persönliche Beziehungen, die dem raschen Wechsel in anderen Lebensbereichen trotzen. In Kahlauns überschwänglichem Lob der reinen Bewegung schwingt etwas Aktionistisches mit. Die Gedichtform selbst widerspricht dem Gedanken. Denn um ein Gedicht zu lesen und zu interpretieren, bedürfen wir der Muße.

*„Ich denke noch und bin noch zu belehren.“*

Lernfähigkeit bis ins hohe Alter ist eine der liebenswertesten Tugenden, die Menschen entwickeln können und beizeiten trainieren müssen. Lernfähigkeit oder Belehrbarkeit ist eine Art der Neugier, der Offenheit zur Welt, der Liebe zur Welt, das Gegenteil von Rechthaberei und Starrköpfigkeit.

*„Wer will mich hindern,  
die Welt zu lieben, bis ich nicht mehr bin?“*

Mit dieser rhetorischen Frage, die das Gedicht beschließt, wird die Differenz zur christlichen Religion noch einmal auf den Punkt gebracht. Worin gründet die Liebe zur Welt, die nicht mit Hoffnung auf die Welt oder Glauben an die Welt verwechselt werden darf? Die Liebe zur Welt ist die bewusste Anhänglichkeit des Teils an das Ganze. Ohne die Welt können wir nicht sein, wohingegen die Welt sehr wohl ohne uns sein kann, gewesen ist und sein wird. Die Welt hat uns hervorgebracht, sie gewährt uns Zeit und Raum und Mittel zum Leben. Wir gehören zu ihr, aber sie gehört nicht uns.

Insofern die Welt – als Inbegriff alles Seienden – die belebte und die unbelebte Natur, den Mikro- und den Makrokosmos umfasst, bedeutet Liebe zur Welt Liebe zu Mensch und Tier, Treue zur Erde und ein planetarisches, ja kosmisches Zusammengehörigkeitsgefühl. Es schließt freilich Differenzierungen, abgestufte Distanz und Fremdheit mit ein.

Im Neuen Testament dagegen wird ausdrücklich vor der Liebe zur Welt gewarnt: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.“ (1. Johannes-Brief 2,15) Liebe zur Welt gilt als sündiger Abfall von Gott, weshalb der christliche Erlöser sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ (Johannes-Evangelium 18,36) Die Geringschätzung der Welt erwächst aus dem apokalyptischen Charakter der neutestamentlichen Botschaft, der heute befremdet und deshalb gerne verschwiegen wird.

Ein atheistischer Humanismus nimmt die menschliche Welthaftigkeit, ja Weltverfallenheit ernst und reflektiert sie bewusst in Gestalt von Welt-Anschauung und Welt-Weisheit. Märtyrerhafte Sehnsucht, möglichst schnell in ein „himmlisches Jerusalem“ oder in ein anderes – ebenso fiktives – islamisches Paradies einzugehen, ist ihm völlig fremd. Vielmehr strebt er danach, sich in dieser schaurig-schönen Welt heimisch einzurichten und ein aufgeklärtes Welt-Bürgertum zu verwirklichen.

Die Welt ist das Eine und Ganze, unerschaffen und unvergänglich, ohne Warum und Wozu, die unhintergehbare Wirklichkeit, Grundlage unseres Lebens. In jedem Augenblick und in jeder Hinsicht sind wir von ihr abhängig. Sie bestand, als wir zur Welt kamen. Sie besteht fort, wenn wir von der Welt Abschied nehmen müssen.

### *Schlussbemerkung*

In einem ruhigen, unpathetischen Ton formuliert das Gedicht theoretisches Profil und philosophische Spiritualität eines zu sich selbst gekommenen, reifen Atheismus. Unaufdringlich zeigt es, wie ein Atheist sich selbst versteht, wie er mit sich selbst und der Welt umgeht, welche Überzeugungen er teilt, welche Bindungen er eingeht, welchen Idealen er nacheifert, was ihm inneren und äußeren Halt gewährt.

Abhold plakativem Antiklerikalismus und atheistischer Propaganda atmet es den freien Geist der Toleranz. Ohne Drang zu blasphemischen Ausfälligkeiten gegenüber Gläubigen und ohne die Pose des überlegenen Künders spricht der Dichter als Anwalt von Humanität – ohne Siegeston, ohne Selbstmitleid.

Er verschmäht grobe Raster, er achtet auf Zwischentöne, er leistet gedankliche Feinarbeit (freilich mit einer gewichtigen Ausnahme). In einer einfachen Sprache, die nichts vortäuscht, hat er Lyrik für Leser geschaffen.

Das Gedicht knüpft an die Lyrik Bertolt Brechts an und spinnt Gedanken fort, die dieser im Schlussgedicht der „Hauspostille“ – „Gegen Verführung“ – und im „Lob des Zweifels“ formuliert hat.

Das Gedicht „Kein Gott“ gehört zu den gelungenen Werken zeitgenössischer deutscher Weltanschauungslyrik. Es belehrt uns. Es erfreut uns. Es bereichert uns. Dafür gebührt dem Dichter Dank.